

SONDERDRUCK

Zeit und Heimat

20. Februar 2004 · Nr. 1
47. Jahrgang

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur
von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“
Ausgabe Biberach an der Riß

Von Josef Erath, Mettenberg

Allerlei Unheimliches aus dem Oberland

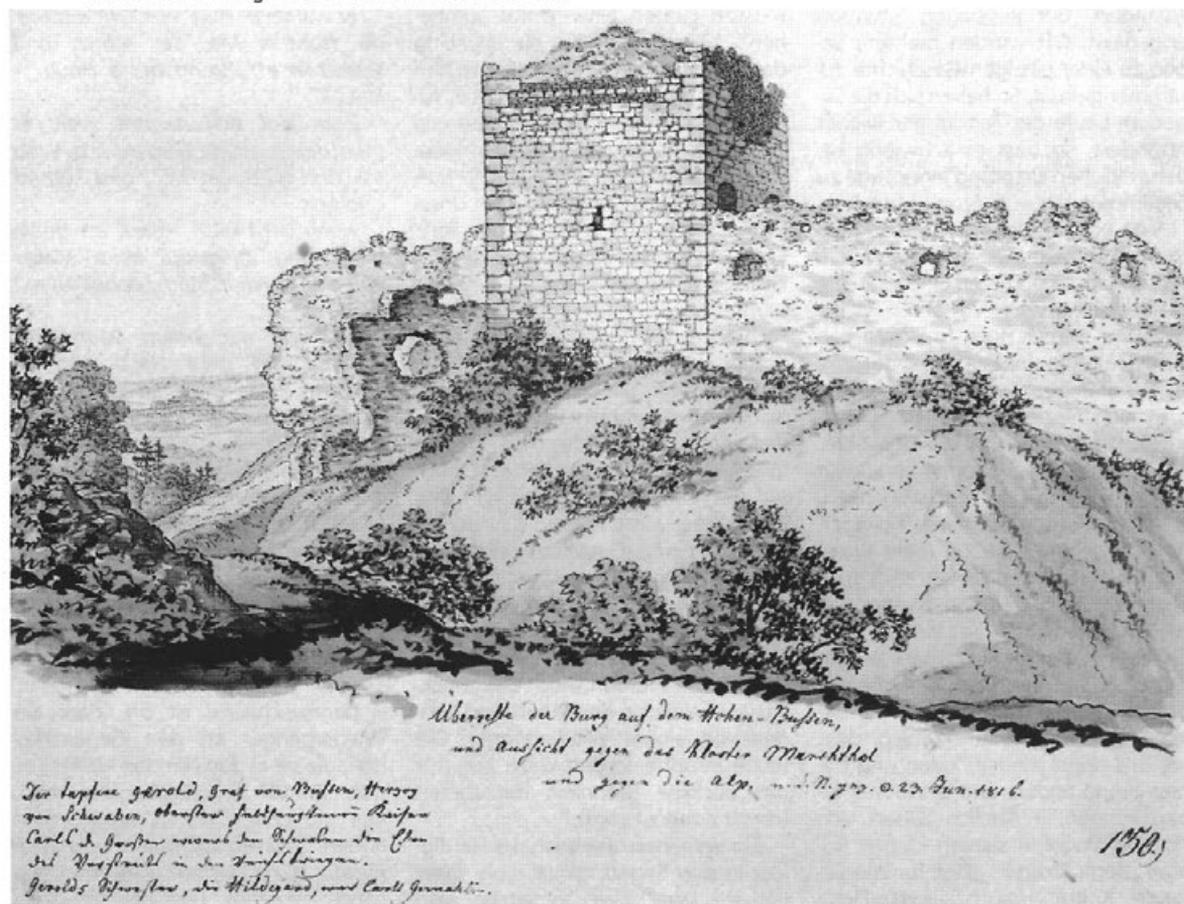
Unsere Vorfahren konnten sich viele Vorgänge und Dinge, die sie in ihrer Umgebung vorfanden, nicht erklären: Naturereignisse, Krankheiten, Brunnen, Quellen, Irrlichter, Ruinen, auffällige Landschaftsformen und vieles mehr. In den Sagen versuchten sie, als einer Art „primitiver Wissenschaft“¹⁶, Antwort auf diese Fragen zu geben. Man bediente sich dabei der in großer Fülle vorhandenen Mythen. Das sind einander gleichende Bilder und Vorstellungen, die sich im Unterbewusst-

sein von Generationen angesammelt haben. In ihnen finden bestimmte Aspekte des menschlichen Daseins in Symbolen ihren Ausdruck. In früherer Zeit waren dies vor allem Naturmythen aus der unbefangenen Naturbeobachtung. In unserer Zeit sind es vor allem Kulturmythen in vielerlei Ausprägungen, zum Beispiel Stars, geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse unter anderem, die zu Mythen geworden sind.¹⁵

Märchen und Sagen wurden aus

diesen Mythen gespeist. Es muss jedoch beachtet werden, dass in Sage und Märchen das Verhältnis von Diesseits- und Jenseitswelt grundlegend anders gestaltet ist. In der Sage wird das Jenseitige wirklich als Jenseitiges erlebt. Die dort vorkommenden Spukgestalten gehören einer anderen Welt an als der unseren. Der Zusammenstoß dieser beiden Welten ist erregend, oft beängstigend, erschüttert und erschreckt. Trotzdem lockt es die Menschen immer wieder, den

Überreste der Burg auf dem Bussen im Jahre 1816.



Kontakt mit dieser unheimlichen Welt zu suchen.

Die jenseitige Welt spielt auch im Märchen eine Rolle. Das Verhältnis des Menschen zu ihr ist aber von ganz anderer Art. Die Menschen des Märchens verkehren mit den Jenseitigen wie mit ihresgleichen. Kein Staunen, kein Erschrecken ergreift sie dabei.

In der Sage hausen die Spukgestalten oft in der Nähe des Menschen, häufig sogar in seiner Wohnung. Aber geistig werden diese räumlich nahen Wesen von allen Diesseitigen schärfstens unterschieden. Verbindungen zwischen Menschen und Sagen gestalten kommen fast nie vor. Wenn aber ein Mensch zu einer Sagen-gestalt Beziehungen pflegt, bleibt das Verhältnis spannungsvoll und nimmt meist ein unglückliches Ende. Im Märchen vermischen sich die beiden Welten problemlos.¹⁶

Eine wichtige Rolle spielt bei der Entstehung der Sagen auch die Erzählfreude der damaligen Menschen. An den langen Winterabenden war das Erzählen der Sagen oft die einzige Unterhaltung. Dabei wurden die Geschichten immer wieder erweitert, verändert, der jeweiligen Situation angepasst. Oft wurden mehrere Sagen zu einer einzigen Geschichte zusammengefasst. So haben sich die Sagen im Laufe der Zeit immer wieder verändert, so dass es schwierig ist, den zeitlichen Ursprung einer Sage zu bestimmen.

Was können uns diese Sagen heute noch bedeuten? Sicherlich vermitteln sie uns einen tiefen Einblick in die Geisteswelt unserer Vorfahren, in die auch wir immer noch in vielfältigen Verästelungen unbewusst eingesponnen sind. In ihrer Symbolik können sie uns auch heute noch wichtige Antworten geben, wenn wir uns tiefer auf sie einlassen. Sie können uns auch anregen, darüber nachzudenken, welchen Mythen wir heute huldigen und ob sie unser Leben mehr erhellen, als die unserer Vorfahren. Versuchen wir, die Sagen so zu lesen, wie es der Benediktiner Anselm Grün in anderem Zusammenhang ausgedrückt hat: „Gegen die Geschichtslosigkeit (unserer Zeit) müssen wir die alten Geschichten so erzählen, dass wir uns darin wieder finden und daraus heute anders und bewusster leben können.“¹⁷ Ähnlich äußert sich Thomas Vogel in seinem klugen Roman „Rom, Sixtina“: „Eine funktionierende Kultur braucht verbindliche

Deutungsmuster, wir brauchen den Mythos, wir brauchen Geschichten, die wir uns erzählen, in denen wir uns wieder finden, zur Orientierung, zur Sensibilisierung und zur Bewahrung.“²¹

Abschließend sei noch angemerkt, dass sich die Sagentexte in diesem Aufsatz nach Möglichkeit an den „Urtext“ von Anton Birlinger halten. Die von ihm gesammelten Sagen entsprechen am ehesten dem „Originalton“, wie sie damals erzählt wurden. Das ist oft wichtig für die Interpretation. Neuere Bearbeitungen sind häufig zusätzlich ausgestaltet und mit unnötigen Ausschmückungen versehen, die sich der Leser besser in seiner Phantasie selbst ausmalen sollte. Doch es gibt inzwischen auch neue Ausgaben, die sich eng an die alten Textfassungen halten.¹⁸

Von den Wiedergängern

Wohl das häufigste Motiv in ober-schwäbischen Sagen sind die „Wiedergänger“, die in vielerlei Gestalt auftreten. Wiedergänger sind zu den Lebenden zurückkehrende Tote. Sie müssen wegen einer Untat „umgehen“, bis ein Lebender sie erlöst. In der Regel sind sie den Menschen feindlich gesinnt, erschrecken sie, fügen ihnen Schaden zu oder führen sie in die Irre. Sie können aber auch Menschen helfen (zum Beispiel das Burrenmännle). Die Angst vor den unerlösten Toten lebt in den Sagen fort. Man vermutet, dass aus diesem Grund auch die Moorleichen gepfählt wurden, um ihr Wiederkommen zu verhindern.⁴ Wiedergänger müssen immer wieder an den Ort ihrer Tat zurückkehren. Sie spuken aber auch an anderen unheimlichen Plätzen: Richtstätten, Friedhöfen, in großen Wäldern, Hohlwegen oder an Orten, wo einst ein Verbrechen geschah. Das eigentliche Geschehen, das hinter den einzelnen Gestalten steckt, ist nicht mehr genau auszumachen. Es dürfte sich aber in vielen Fällen um Geschehnisse handeln, die sich wirklich ereignet haben und in eine Sage umgeformt wurden. Auch das „bucklige Männlein“ in dem Kinderlied handelt von einem Wiedergänger. Die letzte Strophe fordert dazu auf, für das bucklige Männlein mitzubeten (damit es erlöst wird).¹¹

Ein Vergehen, das nach der Häufigkeit in den Sagen früher wohl öfter vorkam, war das Versetzen von

Grenzpfehlen und -steinen. Für diese Missetat müssen die Täter zur Strafe umgehen. Die Dichterin Maria Menz aus Oberessendorf hat eine solche Geschichte aus ihrer Umgebung als Ballade gestaltet:

D'r Marktstoigreber

D'r Lix, d'r alafenzig Siach, / der hot noit g'nuag an seine hondert Morga, / em Sommer wia a große g'stroifte Ziach, / er moß no für 'n Meter broiter sorga!

Em Wenter, wenn's grad über ischt, / wo Wies an Wies leit, z' naacht om zwoi / mit Schaufel, Pickel schaffet 'r alloi / am Marktstoi rom ond wird au it vertwischt, / bis 'r da Stoi versetzt, / da Boda treatta hot; / er goht, / vom Neabel deckt ond g'netzt.

's braucht nix. / Er hauset ond führt ei. / Dreiß'g Johr, noch lait ma ehn en Boda nei; / d'r Pfennig klepperet en d' Bix.

Ond wieder dreiß'g Johr. Goht a nuier Kneacht / vom Johrmarkt hoim ganz spät, / lauft ohne Weag, 's ischt üb'ral g'mäht, / kommt, ohne dass 'r 's woißt, ans Widerreacht.

Er will sei'm Aug' ond Ohr it traua: do stoht a Ma, / der schreit ond schreit 'n a: / „Breng m'r a Haua! – Haua!“

Zom Hof isch nemme weit; / er moß deam notiga G'schroi / da Willa toa ond lauft gar hoi, / ond kommt ond geit.

Noch ischt bloß Arbeit an deam Wasa / ond Zuagucka beim Mau; / was soll 'r meh as stau, / er hot's it mit de Hasa.

Der Ma mit jedem Bauralank / schaffet mit dera Haua rauf / da Marktstoi, ond tuats alt Loch auf, / ond setzt da Stoi: „Gott Lob ond Dank!“

Noch wieder hot d'r Kneacht da Stiel, / ond stieflet ohne B'senna / hoi, loinet 'n en Tenna; / zom Schlofa Zeit isch nemme viel.

Am Morga neamnt 'r 's Holz en d' Hand / ond sieht am healla Tag: / des hot jo von zwoi Griff 'n Brand ... / Do fellt 'r om, er hot 'n Schlag.¹²

Kennzeichnend ist oft, dass die Wiedergänger an den Gegenständen, die sie in den Händen hielten, einen „Brand“ hinterlassen, das heißt, ihre glühenden Hände eingebrannt haben. Deshalb soll man ihnen auch nie die Hand reichen, weil man sich sonst verbrennt. Dies belegen auch

die folgenden Geschichten aus Ertingen und Kappel:

*Feuriger Geist ruft in der Nacht
Mündlich von Ertingen*

Vor „Altem“ ging bei der Säge ein Geist, welchen man oft in glühender Gestalt über die Wiesen gehen sah. In der Hand trug er einen Pfahl (Grenzpfahl). Oft schrie er die ganze Nacht hindurch jämmerlich: „Wo soll er na-thua?“ Aber es wagte ihm niemand zu antworten. Da fasste sich einmal der „alte Säger“ ein Herz und gab Antwort, indem er auf die bekannte Frage des Geistes antwortete: „Kuhbläse! Wo d'en g'nomma hoscht!“ Alsbald verschwand der Geist. Wie nun der Säger seinem Vieh „über die Nacht geben“ wollte, kam der Geist zu ihm in die Scheuer, um sich für seine Erlösung zu bedanken. Der Geister wollte ihm die Hand reichen, aber der Säger streckte ihm eine Gabel hin. In diese brannte der Geist das Mal seiner Hand und verschwand darauf.¹

*Feurige Hand in der Mulde
Mündlich*

In Kappel (am Federsee) lebte vor nicht gar vielen Jahren eine fromme Weibsperson, die „Geister-Mariann“. Von ihrem Fenster aus habe sie mal einen Geist, den sie in der Ferne sah, gefragt, wie sie ihn erlösen könnte. Sie solle, sagte er ihr, eine Wallfahrt nach Einsiedeln machen, dann könne er Erlösung erhalten. Sie ging wallfahren. Kam heim, der Geist kam auch wieder; er sei noch nicht erlöset, sie habe den Zoll umgangen. So war es: bei Meersburg. Die Person ging zum zweiten Mal gen Einsiedeln und that Alles recht. Kam abermalen heim und der Geist erschien auch abermalen wieder. Sie knetete eines Morgens den Brodteig, da stand der Geist schneeweiß ganz verklärt vor ihr, dankte ihr und wollte die Hand reichen. Mariann hieß ihn die Mulde berühren; fünf Finger brannten hinein, die man noch jetzt zeigt.¹

Auch das „Burrenmännle“ war ein solcher Wiedergänger, der umgehen musste, weil er Grenzsteine versetzt hatte. In einem Gedicht von 1942 hat Lehrer Winter aus Biberach diesen Tatbestand angesprochen:

*Es ist wohl schon dreihundert Jahr
/wo's Männlein noch ein Gutsherr
war./Da hat's oft beim Laternen-*

*schein/versetzt manch alten Feld-
grenzstein./Und dafür nach dem
Tode traf/das Männlein diese Geis-
tertraf./Jetzt ist's erlöst./S' Burren-
männle ist verschwunden,/es ist sei-
ner Straf entbunden!“*

Erlöst wurde das Burrenmännle durch die beiden „Liebesleute“, die aus Dankbarkeit für die Hilfe des Burrenmännle eine Kapelle erbauten.

Nicht immer werden Wiedergänger erlöst, wie nachfolgende Sage aus Mettenberg belegt:

Geist nieset.

Mündlich von Mettenberg.

Einmal hörte eine Magd in ihrer Kammer niesen. Sie antwortete: „Helf dir Gott!“ Zum zweiten Mal wiederholte sich das Niesen, da fragte die Magd: „Helf dir Gott in Himmel nauf!“ Da niesete die unbekannte Person zum dritten Mal. Jetzt rief die Magd unwirsch: „Ei! So komm' mar dôh uff d' Kërwëh!“ Da erschien ihr die Bäuerin, welche kurz vorher gestorben war, und hielt ihr eine „Juppe“ vor die Augen, indem sie fragte: „Hab ich dir diese Juppe geschenkt? Vergelt's Gott! Ja! erwiderte die Magd. Abermals frug die Bäuerin: „Hab ich dir diese Juppe (Weiberrock) geschenkt? Ja! Vergelt's Gott, versetzte drauf die Magd. Wie nun aber die Bäuerin ein drittes Mal frug, ward die Magd ungehalten und sagte rasch: „Ei! I pfeiff dar dra!“ Da heulte die Bäuerin, dass sie jetzt verdammt sei, denn würde die Magd auch das dritte Mal „Vergelt's Gott“ gesagt haben, wäre sie selig geworden – und schoss nun wie ein feuriger Drache zum Fenster hinaus.¹

Obwohl die Bäuerin zwei Anläufe macht, der Magd die richtigen Worte zu entlocken, schlägt ihr Versuch fehl. Wenn die angesprochene Person nicht richtig reagiert, ist keine Erlösung möglich. Worin die Untat der Mettenberger Bäuerin bestand, wird in der Geschichte nicht erwähnt.

Der „dumme“ Teufel

Der Teufel ist eine Gestalt, die in mancherlei Aufmachung in zahlreichen Sagen auftritt. Er erscheint vor allem im Zusammenhang mit „Wunderwerken“, die so gewaltig waren, dass sich die einfachen Menschen früherer Zeiten nicht vorstellen konnten, sie seien von Menschenhand ge-

schaffen worden. Man glaubte, die Schöpfer dieser Werke hätten einen Bund mit dem Teufel geschlossen, der ihnen Zauberkraft verliehen habe. Vor allem waren es Brücken, Dome, Glocken und Orgeln, die nach damaliger Ansicht menschliche Möglichkeiten überstiegen. Oft waren es aber auch ganz banale Dinge, wie etwa der fristgerechte Einbau eines Wirtschaftstäfers. Auch frevelhaftes Verhalten, Fluchen oder die Gier nach einem Leben in Reichtum und Genuss konnten Menschen in Verbindung mit dem Teufel bringen. Die Bedingungen wurden teilweise mündlich ausgehandelt, oft aber in einem förmlichen Vertrag mit dem eigenen Blut unterschrieben. Die entscheidende Bedingung war, dass nach Ablauf einer Frist, die Seele des Unterzeichners dem Teufel verfallen sei. Dafür versprach der Teufel Zauberkraft, Reichtum oder ähnliches.

Der Teufel trat in vielerlei Gestalten auf, zum Beispiel als Schwein, Bock, schwarzer Pudel (vgl. Goethes Faust). Er konnte auch als Mensch auftreten, häufig mit Bocks- oder Pferdefuß, mit Vogelkrallen oder gehört. Manchmal tritt er in Gestalt eines eleganten Jägers auf, nur erkennbar an den Bocksfüßen², wie die folgende Geschichte zeigt:

*Der Teufel in der Kanne
Mündlich*

Im schwarzen Rössle zu Biberach befindet sich der Teufel in der großen Kanne im Tischeck. Dort hinein hat ihn nämlich der Kapuziner geschworen. Da war einst ein Wirth, der ein großer Unflath gewesen und auch allen Frommen zum Spott gesagt hatte, ihn dürfe der Teufel holen, wenn es welchen gebe. Kaum war's gesagt, als ein Jäger zur Thüre hereintrat und den Wirth mit ganz absonderlichen Augen ansah. Die Magd, welche ihn die Stiege hinaufgehen sah, bemerkte, dass der Jäger Bocksfuß habe und lief zu den Kapuzinern. Der Malefizpater kam eilig daher gelaufen und wusste den Teufel noch rechtzeitig zu bannen, denn schon hatte er den Wirth am Schopf. Der Pater ließ den Wirth in einen Zuber voll Weihwasser setzen, aus dem ihn der Teufel vergebens am Schopf herauszuziehen sich bemühte. Inzwischen beschwor der Malefizpater den Teufel und trieb ihn so in die Enge, dass er sich schließlich in des Wirths zinnerne Maaskanne zurückzog. Diese stellte man in das

Tischeck, und bis auf diesen Tag sitzt der Leibhaftige in ihr gefangen.

Die Entstehung dieser Sage kann auf den Zeitraum zwischen 1615 und 1810 eingegrenzt werden. Am 17. September 1615 erfolgte die Grundsteinlegung des Kapuzinerklosters in Biberach, am 3. Juni 1617 seine Weihe. 1810 wurde es im Zuge der Säkularisation aufgelöst.⁸

Im christlichen Kulturgebiet wurde im Laufe des Mittelalters die Angst vor der Macht des Teufels stark eingedämmt. Er konnte durch die Macht des Christentums in Exorzismen (Beschwörungsformeln) gebannt werden.⁷ Der „Malefizpater“ in der Sage war ein Mönch, der sich auf die Teufelsbeschwörung verstand. Die Kanne, in die der Teufel gebannt wurde, war bis in neuester Zeit im „Schwarz Rössle“ zu sehen. Erst beim Umbau des Hauses wurde sie wohl veräußert und geöffnet. Seither ist in Biberach „der Teufel los“. Am Ende all dieser Geschichten war der Teufel meist der „dumme Teufel“, der zum Schluss leer ausging. Das wird deutlich in einer Sage, die aus Ertingen berichtet wird:

Der betrogene Teufel

Beim Hörnli kommen die „Einsiedler“ (die, welche nach Einsiedeln wallfahrten gehen) über einen reißenden Fluss, über den eine kühne Brücke führt. Diese hat der Teufel gemacht, jedoch nicht umsonst. Er hat mit den Wallfahrern den Vertrag dahin abgeschlossen, dass „das Erst“, was über die Brücke läuft, ihm gehören sollte. Der Teufel meinte „das Erst“ von den Wallfahrern. Diese hatten aber etwas anderes im Sinn; denn als die Brücke fertig war und die Schwaben wallfahrten kamen, schickten sie einen Bock über die Brücke. Dieser Hohn that dem Teufel so weh, dass er im Zorn einen gewaltigen Felsblock nahm und in's Wasser hinabwarf, wo er noch zu sehen ist und angestaunt wird.

Es handelt sich hier um eine Sage, die andernorts ähnlich berichtet wird (zum Beispiel die Schussenbrücke in Ravensburg). Wichtige Elemente dieser Sagen sind die Brücke und das Vorhandensein eines auffälligen Steins, den der Teufel in den Fluss geschleudert haben soll. Wo sich die Brücke „beim Hörnli“ befindet, ist unklar. Die schweizerisch klingende Ortsbezeichnung und die Erwähnung



Die Teufelskanne in der einstigen historischen Zepelinstube im Gasthof zum Schwarz-Rössle zu Biberach.

des „reißenden Flusses“ lässt den Ort eher in der Schweiz vermuten. Wahrscheinlich wurde die Sage von einem „Einsiedler“ (Pilger nach Einsiedeln) nach Ertingen gebracht. Es handelt sich hierbei um eine typische Wander-sage.

Im Mittelalter wurden Flüsse meist an Furten überquert. Das war, vor allem bei Hochwasser, oft schwierig und gefährlich. Brücken gab es nur an besonders wichtigen Übergängen, meist in Städten. Brückenbau galt als eine besonders Gott wohlgefällige Tat, und Stifter, beziehungsweise Brückenbauer wurden oft heilig gesprochen (zum Beispiel St. Bénézet in Avignon). Brücken waren sehr emp-

findliche Stellen im Verlauf einer Straße. Man wusste um das Bedrohliche des Überganges und war überzeugt, dass hier Dämonen ihr Unwesen trieben, die bekämpft werden mussten. Ein Bock oder Hahn, die in Brückensagen vorkommen, erinnern noch an das Opfer, das diesen Dämonen gebracht werden musste.⁵

Brücken zu bauen war sehr schwierig. Brückenbau galt als Unternehmen, das menschliche Kräfte überstieg, es war nur mit übernatürlichen Kräften durchführbar. Dazu war anscheinend ein Pakt mit dem Teufel die naheliegendste Möglichkeit. Doch am Ende wird der Teufel bei diesem Geschäft immer hereingelegt. Er ist zum

„dummen“ Teufel geworden. Die Überzeugungsarbeit der Kirche war gelungen: Die ursprüngliche Macht, die dem Teufel in der germanischen und antiken Mythologie zugesprochen wurde, war eingeschränkt. Es war gelungen, den Teufel zwar zu einem gefährlichen, aber letztlich „dienstbaren Geist“ zu machen.⁷

Versunkene Orte

Die versunkene Stadt Wurzach

In alten Zeiten war Wurzach um vieles größer als es das Städtchen unserer Tage vermuten lässt. Man erzählte, das alte Wurzach mit seinen prächtigen Bürgerhäusern, großen Höfen und seiner Kirche hätte sich in die Länge und Breite so weit erstreckt, dass es größer als das heutige Ried gewesen wäre. Aber die Leute jener Zeit lebten in den Tag hinein. Es ging ihnen gut, ja zu gut. Sie vergaßen über ihrem Wohlstand, an Gott zu denken und wurden immer stolzer und eigensüchtiger. Da kündigte ihnen der Herrgott wegen der vielen Sünden den Untergang ihrer Stadt an. Wie das geschehen ist, weiß freilich niemand mehr zu sagen. Aber man erzählte, dass die Wurzacher

das nahe Gottesgericht abwenden wollten. Doch die drohenden Vorzeichen mehrten sich. Da flehten und riefen sie zum Himmel: „Ach nur a Wurz, ach!“ Das bedeutete, wenn Gott seine strafende Hand schon auf die verderbte Stadt und ihre Bewohner fallen ließe, dann sollte wenigstens eine Wurzel übrig bleiben. Vielleicht erhoffte sich mancher, er könnte sich daran klammern und so dem Untergang entgehen.

Die große Stadt versank mit Mensch und Vieh in der Erde, die sich in jenen Tagen plötzlich aufat. Nur eine große Wurzel blieb an der Stelle zurück. Später erbaute man dort wieder eine Stadt. Sie war nicht mehr so groß und protzig wie die versunkene. Von der großen Wurzel an dem Ort, wo die ersten Häuser aufgerichtet wurden, bekam sie den Namen „Wurzach“.²

Westlich am Wurzacher Riede steht ein großer Bauernhof. In diesen soll einst am späten Abende ein altes Weib gekommen sein, welches die Stadt Wurzach, in der man ihr kein Nachtlager gönnte, verwünschte. Aus dem Brunnen mit einem Löffel Wasser schöpfend, sprach sie: „So gewiss ich diesen Löffel voll Wasser aus-

gieße, so gewiss wird bis Morgen Wurzach versunken sein.“ Am andern Morgen war die Stadt versunken, und man hörte nachher die Hähne aus der Tiefe krähen.¹

Sagen von versunkenen Städten sind ein häufiges Motiv: die sagenumwobene Stadt Atlantis, Vineta, Ys in der Bretagne, verschiedene Orte an der Nordsee, Buchau, Wurzach und andere. Alle diese Sagen haben zwei gemeinsame Merkmale:

Die Bewohner dieser Städte leben in einer glücklichen paradiesischen Zeit. Dieses goldene Zeitalter wird durch das gottlose Treiben und den lasterhaften Lebenswandel der Bewohner schuldhaft zerstört. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies und eine pädagogische Absicht sind unverkennbar (vgl. hierzu auch „Die versunkene Glocke bei Eglofs“²).

Diese Sagen sind meist an Orten lokalisiert, wo einst (vorgeschichtliche) Siedlungen standen, die durch Überschwemmung oder ähnliches untergegangen sind. Häufig sind (zum Beispiel bei niedrigem Wasserstand) noch Reste zu sehen (Buchau, Ys).

Das Motiv des gottlosen Treibens findet sich auch in der Sage vom Untergang der Stadt Wurzach. Im Ge-

Der Untergang von Vineta.



gensatz zu Buchau, wo bereits vor der Absenkung des Sees gelegentlich die Pfähle der „Wasserburg“ zu sehen waren (Ladenburger), sind die Hinweise in Wurzach auf eine ältere Siedlung nicht so eindeutig. Birlinger erwähnt im Jahr 1861 ein altes Gemälde im Kloster Maria Rosengarten, „worauf die alte Stadt Wurzach vor ihrem Untergang mit Wall und Mauern zu sehen“¹. Auf Nachfrage wurde im Kloster sowie vom ehemaligen Stadtarchivar, Herr Frisch, erklärt, über den Verbleib des Bildes sei nichts bekannt. Die Erwähnung des „alten“ Bildes ist jedoch ein Hinweis auf eine weit zurückreichende Tradition der Sage vom Untergang der Stadt.

Hinweise auf die Reste einer ehemaligen Siedlung sind nicht eindeutig. Birlinger vermerkt: „Wurzach soll wirklich versunken sein, man stößt im Ried noch auf Spuren, die dies bestätigen.“¹ Welcher Art diese Spuren sind, erwähnt er nicht. In Wurzach liegen dazu keine eindeutigen Ergebnisse vor. Man habe zwar in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Pfähle ausgegraben, doch sei ihre Herkunft unklar. Es werde auch erzählt, dass beim Ablassen des „Schwindelsees“ zwischen 1920 und 1930 „Steine“ gefunden worden seien. Über die Art der Steine sei aber nichts bekannt. Man könne sich auch nicht erklären, welchem Zweck sie gedient haben könnten und wie sie dorthin gekommen seien. Am Rande des Wurzacher Riedes habe man auch Reste einer steinzeitlichen Siedlung gefunden, man habe die Sache aber nicht näher untersucht. Frisch meint, diese Funde entsprächen eher dem Wunschenken der Wurzacher, ähnliche Funde wie in Buchau zu machen und seien von der Sage inspiriert. Ein realer historischer Hintergrund lasse sich nicht herstellen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass diese Sage dem Aufbauschema ähnlicher Sagen entspricht. Für einen historischen Hintergrund gibt es keine eindeutigen Anhaltspunkte, er ist aber wahrscheinlich. Vor allem der Hinweis Birlingers auf „Spuren“ im Ried sollte nicht von der Hand gewiesen werden, da er aus einer Zeit stammt, als im Ried noch keine größeren Veränderungen vorgenommen worden waren. Unverkennbar ist in beiden Versionen der Sage der starke pädagogische Schwerpunkt: Strafe für Hartherzigkeit und Hochmut.

Zu erklären wären noch die Hähne, „die aus der Tiefe krähen.“ Wer schon einmal allein durch das Moor gewandert ist, weiß um die Vielzahl der Geräusche, die er dort hört: Vogelstimmen, fernes Glockenläuten, Rascheln des Schilfs, Froschquaken und vieles mehr. Alle diese Geräusche scheinen aus der Tiefe zu kommen. So könnte man auch das Krähen von Hähnen, das von einem an das Ried angrenzenden Hof herübergeweht wurde, als aus der „Tiefe“ kommend deuten.

Der Michelstein

Der Michelstein

Im Oberamte Waldsee, zwischen Ober- und Unteressendorf liegt ein Berg, der gewöhnlich die „Halde“ genannt wird. Auf einer Höhe dieser Halde liegt ein sehr anmuthiger Bauernhof, der von Altersher der „Venusberg“ heißt; man weiß aber nicht mehr, woher dieser Name stammt. Nicht weit von diesem Venusberge ist neben den Ruinen des Schlosses Landau ein mächtiger Fels, aus dem eine Quelle entspringt; zu der sind früher die Leute viel gewallfahrtet und haben mit dem Wasser sich gewaschen; denn es soll wunderthätige Kräfte besitzen. Außerdem ist in dem Michelstein ein ausgehöhlter Platz, darin sich eine förmliche Lagerstatt für einen großen, riesenmäßigen Menschen befindet; in diese Vertiefung hat man ehemals oft gegen Rückenschmerzen und andre Uebel hineingelegt.

In alten Zeiten aber sollen hier zwei Brüder, der heilige Michel und Martin gewohnt haben, und von dem ersten hat der Fels auch seinen Namen erhalten. Da sagte einstmal Michel: er wolle von dem Berge herab einen Stein in die Ebene werfen, und wo derselbe niederfalle, da solle man eine Kirche bauen. Nun hob er ein großes Felsenstück auf und warf es fast eine halbe Stunde weit bis nach Ober-Essendorf, woselbst man auch alsbald auf diesem Felsen eine Kirche erbaut und dem heiligen Michael geweiht hat. Darauf hat denn auch sein Bruder, Sankt Martin, die benachbarte Kirche in Unteressendorf gestiftet und steht ihr noch bis jetzt als Schutzheiliger vor.¹

Nach Michel Buck wird der in der Sage erwähnte Stein im Jahre 1101 als Grenzstein „ze dem michelstein“ er-

wähnt. Das mittelhochdeutsche Wort *michel* bedeutet so viel wie groß, umfangreich.³ Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist danach einfach „großer Stein“. Es hat also nichts mit dem Namen Michael zu tun. Der Michelstein war ein Ort, dem wegen der außergewöhnlichen Größe des Steins eine besondere Bedeutung zugemessen wurde, zumal in seiner Nähe auch noch eine als heilkräftig geltende Quelle entsprang. Solche Quellen wurden bereits in vorchristlicher Zeit besucht und verehrt. So gehörte für die Kelten die Quelle zum Kern ihrer religiösen Anschauung, dass dem Christentum nichts anderes übrig blieb, als sie mit in seinen Kult einzu beziehen. So kommt es, dass in manchen Gegenden der keltischen Welt, unter anderem auch in Süddeutschland, die Quellen selbstverständlich in die religiösen Sitten und Gebräuche des Christentums einbezogen blieben. Quellwasser wurde vor allem gegen Augenleiden, aber auch allerlei andere Gebrechen angewendet. Der körpergerecht geformte Stein war geradezu eine Aufforderung für Menschen mit Rückenleiden, sich dort hinzulegen und um Heilung zu bitten. Ähnliche heilkräftige Steine sind auch andernorts bekannt, so der „Fieberstein“ vor der Kathedrale in Le Puy (Frankreich), oder der Stein des heiligen Fridolin in Rankweil (Vorarlberg). Solche Orte waren beliebte Wallfahrtsziele, wie es in der Sage auch angedeutet wird. Noch nach dem Ersten Weltkrieg kamen Wallfahrer zum Michelstein, zum Teil von weit her. Die Quellen am Fuß des Michelsteins wurden 1921 für die Wasserleitung nach Winterstettenstadt gefasst und eine Tafel angebracht, die an die heilkräftige Quelle erinnern soll:

*Wasser vom Sankt Michel-Stein/
bringt Kranken die Gesundheit ein;/
Gesunden frische Lebensstärke/für
Körper- und für Geisteswerke.*

*Die Wasserleitung erbauet hat
1921 Winterstettenstadt.⁹*

Der zweite Teil der Sage stammt wohl aus einer späteren Zeit, als das Wort *michel* nicht mehr gebräuchlich war und mit der nahe gelegenen Michaelskirche in Oberessendorf in Verbindung gebracht wurde. Nachdem die beiden Orte Ober- und Unteressendorf historisch sehr eng verbunden waren, und die Kirche von Unteressendorf ebenfalls in nächster Nähe liegt, suchte man auch die



Teufel im Kornfeld.

Gründungsgeschichte der beiden Kirchen in der Sage durch die Personen von Michael und Martin zu verbinden. Die erste urkundliche Erwähnung von Oberessendorf datiert aus dem Jahre 797, und im Jahre 817 werden zwei Essendorf genannt.⁶ Beide Patrozinien, Michael und Martin, deuten auf eine Gründung in fränkischer Zeit hin.

Eine andere Version berichtet, der Teufel sei zu Michael auf die Höhe gestiegen und wollte mit ihm um die Wette werfen. Der Teufel nahm einen kleinen Felsbrocken und warf ihn nur bis unten an den Hang, hundert Meter weit. (Hinweis auf einen dort liegenden Nagelfluhblock.) Dann aber warf Michael ein riesiges Felsstück eine halbe Stunde weit und dort wurde ihm dann ein Kirchlein gebaut.⁹

„Kraftakte“ wie Steinwürfe oder Umpflügen eines Geländes werden in Sagen für die Begründung eines Standorts oder eines Besitzes immer wieder erwähnt. Mit dem Steinwurf am Michelstein sollte sicher auch die Überlegenheit des Christentums über die Macht des Teufels bewiesen werden (vgl. hierzu auch den Abschnitt über den „dummen Teufel“).

Die Besonderheit dieser Sage besteht darin, dass der Stein nicht, wie der Text zu erklären versucht, seinen Namen von Michael, einem der Brüder, erhalten hat. Vielmehr wurde

später der wesentlich älteren Bezeichnung *michel* die Person des Michael zugeordnet. Bei dieser Sage handelt es sich um eine so genannte Ätiologie. Dabei wird eine auffallende Naturscheinung mit einer Geschichte gedeutet. Diese Art von Sagen ist verhältnismäßig häufig. Beispiele dafür finden sich bereits im Alten Testament (zum Beispiel Deutung einer Salzsäule als Lots Weib) auch die Sage vom Watzmann ist eine solche Ätiologie.

Der Schatz im Bussen

Der Bussen, der „heilige Berg Oberschwabens“, war schon immer ein geheimnisumwitterter Ort, der seit Menschengedenken die Leute aus der näheren und weiteren Umgebung anzieht. Zahlreiche Sagen ranken sich um diesen Berg. Eine Sage, die einen besonderen Einblick in den Mythos gewährt, der diesen Berg umgibt, wurde von Anton Birlinger überliefert:

Der Schatz im Bussen Mündlich

Im Bussen liegt ein Schatz begraben. Wer ihn heben will, muss durch den alten Thurm (man sagt, römischen Ursprungs) Nachts um zwölf Uhr hinabsteigen. Kann der Verwegenen Anblick dreier Schreckbilder

ertragen, ohne die Flucht zu ergreifen, hat er den Schatz zu eigen. Das erste Schrecknis ist ein altes Weib, das spinn; der Wirtel an seiner Spindel ist ein Mühlstein; nach dem Faden schnappt beständig eine Scheere, so dass man immer Gefahr läuft, von dem Mühlstein erschlagen zu werden; das zweite ist eine Feuer speiende Schlange, welche den Schlüssel zum Kasten im Maul hat; und das dritte ein Feueraugen besitzender schwarzer Pudel, den man vor dem Glockenschlag Eins von der Geldkiste wegjagen muss. Wem's gelingt, hebt den Schatz.¹

Der äußere Anlass für die Sage ist die Burgruine auf dem Berg. Sie bot Gelegenheit für vielerlei Spekulationen und Phantasien. Vor allem die geheimen Gänge, Höhlen, Gewölbe und die darin vermuteten Schätze boten Stoff für allerlei Geschichten. Einen Schlüssel zu den Rätseln, die diese Sage birgt, erhält man aber, wenn man die Symbole hinterfragt, die ihr zugrunde liegen.

Da ist zunächst die Höhle oder das Gewölbe unter dem „alten Thurm“. Höhlen galten seit altersher als geheimnisvolle Zugänge zu einer unterirdischen Welt. Sie sind der Gegenstand vieler symbolkräftiger Kulte, Mythen und Sagen. In der Regel sind sie als Sinnbilder des gebärenden Mutterschoßes zu deuten. In den Höhlen ist der Ort, wo man Verbindung aufnehmen kann mit den Mächten der Tiefe, die später zum Licht drängen⁵ (Hinweis auf den Vorgang der Geburt). Oft sind Höhlen der Wohnort von Gnomen, Geistern, schatzhütenden Drachen und Schlangen. Die Menschen der Außenwelt können Höhlen nur unter Gefahr betreten. Sicherlich spielen dabei auch Erfahrungen eine Rolle, wie das Abstürzen in einen Abgrund, oder die Möglichkeit durch einen herabfallenden Stein getroffen zu werden, auch die Angst, in der Höhle eingeschlossen zu werden oder nicht mehr herauszufinden. Deshalb wurden Höhlen auch als Eingang zum Totenreich angesehen. Daher hat die Höhle eine doppelte symbolische Bedeutung. Zum einen gilt sie wegen des dunklen Raumes als Bereich des Todes. Zum anderen ist sie wegen ihrer bergenden Funktion Symbol des mütterlichen Schoßes und der Geburt.⁵ So klingt bereits im Bild der Höhle, in der Bussensage deutlich das weibliche

Element an, das auf Fruchtbarkeit und Geburt hinweist.

Dieses Thema setzt sich fort in der alten Frau, die mit der Spindel am „Lebensfaden“ spinnt. Auch hier ist ebenfalls eine Doppelbedeutung erkennbar: Tod und Leben; denn die alte Frau zeigt deutliche Anklänge an die Frau Holle hinter der sich eine alte Fruchtbarkeitsgottheit verbirgt (siehe im Abschnitt über „Wassergeister“). Sie erinnert aber auch an die Nornen, die den Lebens- und Schicksalsfaden spinnen und das Ende des Lebens bestimmen, indem sie den Lebensfaden abschneiden.⁵ In dieser Spinnerin der Bussensage lebt ein uraltes Motiv fort, das sich in der antiken und germanischen Mythologie findet (Parzen, Nornen).⁴ Das Weben der Lebensfäden wird bezeichnenderweise weiblichen Gestalten zugewiesen. Auch die Spindel spielt in der Märchen- und Sagenwelt eine wichtige Rolle und hängt mit Tod und Schicksal zusammen (Dornröschen, Frau Holle). In der Spinnerin lebt das alte Bild einer Muttergottheit weiter, die einerseits Verderben und Tod bringt, aber auch das Leben beschützt und Gebärenden Beistand leistet (Magna Mater).⁵

Nun warten noch die beiden Gestalten von Hund und Schlange auf eine Deutung. Die Schlange ist ein Symboltier von großer Zwiespältigkeit. Sie ist Symbol der Unterwelt und des Totenreiches, aber auch weibliches Symboltier, das wegen seines zeitweilig angeschwollenen Bauches mit Schwangerschaft in Verbindung gebracht wurde. Oft ist die Schlange Hüterin heiliger Bezirke oder der Unterwelt.²⁰ Schwarze Pudel treten häufig in Sagen auf. Sie sind Sinnbilder für die finsternen Mächte und stehen in enger Beziehung zum Teufel. Sie sind oft die dämonischen Begleiter von Hexen, Wiedergängern und Magiern⁵ (vgl. Faust).

Gegen diese Gefahren muss sich derjenige furchtlos durchsetzen, der den Schatz im Bussen heben will. Der Schatz ist symbolisch gedeutet das Sinnbild tieferer Erkenntnis und Erreichen persönlicher Reife.²⁰ Man muss dazu in die „Höhle“ gehen. In der tie-

fenpsychologischen Symbolik ist dieser gefährliche Weg durch dunkle Höhlen in erster Linie als Hinweis auf die Suche nach Lebenssinn in den Tiefen unbewusster ererbter Schichten des mütterlichen Unbewussten zu deuten. Es ist aber auch Symbol eines Zurückweichens in die ersehnte, bergende Dunkelheit des vorgeburtlichen Lebens.⁵ Auf diesem Hintergrund ist diese Sage wohl eine Erinnerung an einen uralten Mutterkult auf dem Bussenberg.

Ein deutliches Bild dieser Bussentradition ergibt sich, wenn man die verschiedenen Mosaiksteine der Überlieferung in der Zusammenschau betrachtet: das alte Marienheiligum auf dem Berg, die Bedeutung der Bilder in der Sage und der alte Brauch, sich auf dem Bussen zur Erlangung von Kindersegen so genannte „Bussenkindele“ zu kaufen. Fasst man alle diese Elemente zusammen, wird man zu einem ähnlichen Ergebnis kommen wie H. Pleticha in seinem Buch „Höhlen, Wunder, Heiligtümer“, über den Bussen schreibt: „Die vorgeschichtliche Besiedlung und eine damit verbundene Nutzung als alter Kultplatz wurden noch nicht untersucht. Doch ist kaum anzunehmen, dass ein Berg von so herausragender Lage und geografischer Bedeutung nicht bewohnt gewesen sein sollte. Da das heutige Gnadenbild auf dem Gipfel ... seit Jahrhunderten um Kindersegen angerufen wird, ist es durchaus möglich, dass sich hier eine uralte Tradition fortsetzt und auf dem Gipfel nicht nur eine wichtige vorgeschichtliche Siedlung lag, sondern auch ein altes Fruchtbarkeitsheiligtum ... Wenn auch die Wallfahrt offiziell zur schmerzhaften Muttergottes geht, so kommen doch viele Frauen, die hier oben um Kindersegen bitten.“¹⁹

Literatur

- 1 Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Bd. 1 und 2, Freiburg 1861/Hildesheim 1974 (Olms).
- 2 Schaaf, Sagen und Schwänke aus Oberschwaben, Konstanz 1968 (Rosgarten).

- 3 Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Bayreuth 1931.
- 4 Holzapfel, Lexikon der abendländischen Mythologie, Freiburg 1993 (Herder).
- 5 Knaurs Lexikon der Symbole, Augsburg 2000 (Weltbild).
- 6 Beck, Kunst und Geschichte im Landkreis Biberach, Sigmaringen 1983 (Thorbecke).
- 7 Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1938 (Herder).
- 8 Geschichte der Stadt Biberach, Stuttgart 1991 (Theiss).
- 9 Schwäbische Zeitung, Lokalteil Biberach, 17. August 1954.
- 10 Wild, S' Burrenmännle, Manuskript 1942 (Kopie im Besitz des Verfassers).
- 11 Unser Liederbuch 1, Stuttgart o. J. (Klett).
- 12 Menz, Oberländische Vers, Sigmaringen 1981 (Thorbecke).
- 13 Botheroyd, Lexikon der keltischen Mythologie, München 1996 (Diederichs).
- 14 Sagen, Märchen, Legenden und Aberglaube zwischen Schwarzwald, Alb und Bodensee, Leutkirch 1987 (Schwäbischer Verlag).
- 15 Brugger, Philosophisches Wörterbuch, Freiburg 1963 (Herder).
- 16 Lüthi, Volksmärchen und Volkssage, Bern 1975 (Francke).
- 17 Grün, Mit Herz und allen Sinnen, Freiburg 1999 (Herder).
- 18 Früh, Verzaubertes Oberschwaben, Tübingen 2002 (Silberburg).
- 19 Pleticha/Müller, Höhlen, Wunder, Heiligtümer, Freiburg 1994 (Herder).
- 20 Herder Lexikon, Symbole, Freiburg 1978 (Herder).
- 21 Vogel, Rom, Sixtina – Das Muster entsteht beim Weben, Tübingen 2003 (Klöpfer und Meyer).

Bildnachweis

- S. 83 Zeichnung von August Seyffer vom 23. Juni 1816. – Uhl, Die Burg auf dem Bussen und ihre Geschichte, Bad Buchau 1998 (Federsee-Verlag).
- S. 86 Kreisarchiv Biberach, Sammlung E. Müller.
- S. 87 Pleticha/Müller, Höhlen, Wunder, Heiligtümer, Freiburg 1994 (Herder).
- S. 89 Jörg, Sagen aus dem Landkreis Krumbach, Krumbach 1956 (Verlag Heimatverein Landkreis Krumbach).